Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Abend-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: R. Schlotte. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co., Jaeger's Buchhandlg. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nootbaar, Adolf Steiner. — Gleiwitz: G. Müller. — Halle a. S.: J. Barck & Co. — Magdeburg: Robert Kiess. — Minden: C. Marowski. —

Wien: A. Opelik, Stubenbastei 2. — Amsterdam: A. Delamar Azn., Spiegelgrat 184. — Frankreich: John F. Jones Nachf. in Paris, 31 bis Faubourg-Montmartre. — England: John F. Jones Nachf. in London, 166 Fleet Street. — Polen und Russland: Rajchmann & Frendler in Warschau, Senatorengasse 22.

Nr. 468. **Berlin, Mittwoch den 7. Oktober 1885, Abends.** **25. Jahrgang.**

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen, bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag, und werden Abonnements bei den betreffenden Postanstalten angenommen.** Für **Berlin** nehmen **sämmtliche Zeitungs-Spediteure** und die **Expedition** dieser Zeitung, **Wilhelmstraße 32,** Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.,** sowie die **Post-Expeditionen 8 Mark** incl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an diese: **Berlin SW. Wilhelmstraße 32,** zu richten, **und wird gleichzeitige Honorarangabe erbeten. Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung,** unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. Die Redaktion und die Expedition **frankiren** alle ihre Sendungen, nehmen daher auch nur **frankirte** Briefe an.

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 7. Oktober.

Herr Rickert hat, wie schon erwähnt wurde, auf dem „deutschfreisinnigen" Parteitage zu Wiesbaden die Entdeckung zum Besten gegeben, durch die „deutschfreisinnige" sei jene eine, große liberale Partei verwirklicht, für welche er, als für sein Ideal, stets geschwärmt habe.

Bekanntlich leitete die weiland fezessionistische Presse noch vor wenigen Wochen ihre Pourparlers für die diesmalige Wahlaktion mit verstohlenen Sehnsuchtsseufzern nach jener einen, großen 2c. ein. Wie wenig „verständnißvoll" steht jene Presse aber heute da, nachdem Herr Rickert ihr ins Gesicht gesagt hat, sie habe nach Dingen geschmachtet, die seinem Ideale nach bereits längst verwirklicht seien! Mit Wehmuth gedachte jene Presse der großliberalen Aussichten, die sich bei den letzten Landtagswahlen, 1882, aufthaten, und auf deren Wiederkehr sie heute nicht mehr zu hoffen wagen durfte. Man erinnerte sich, wie z. B. für die ganze Provinz Schleswig-Holstein, unter Führung des Herrn Hänel von der Fortschrittspartei, unter jubelndem Beifall von der großliberalen Kerntruppe bei Sezessionisten und unter Gesellschaft der dortigen Nationalliberalen damals, 1882, und zwar Herrn Eugen Richter zum Trotz und zum Possen, Großliberalismus getrieben wurde. „Von Denen um Hänel bis zu Denen um Bennigsen!" war damals die Losung, und selbstverständlich erschien es, daß bei solcher Gruppirung den Führern der „Mittelpartei", also in erster Linie Herrn Rickert, der Oberbefehl über das Ganze zufallen mußte. Deshalb vollbrachte die inzwischen sanft-selig entschlafene „Tribüne" gemeinsam mit den übrigen Organen des geärgerten Freihändlerthums damals wahrhafte Wunderdinge an Begeisterung für die eine, große 2c. Damals handelte es sich allein noch darum, den durch die von seiner Seite ausgegebene Parole „Fort mit Bismarck!" etwas unbequem gewordenen Hrn. Eugen Richter aus der einen, großen 2c. auszuperren resp. fern halten. Dieser nahm aber damals sehr ernsthaft den Kampf gegen die verbündeten großliberalen Politiker auf und stellte den in Schleswig-Holstein von ihnen aufgestellten Kandidaten solche der fortschrittlichen Zentralleitung gegenüber; ja, so weit war die Sache gediehen, daß selbst der politische „Altmeister" Virchow zweifelhaft wurde und in einer damals gehaltenen Rede sich nicht recht zu entscheiden wußte, welchen von den beiden ihm angebotenen Aepfeln er als den schmackhafteren bezeichnen sollte.

So sah 1882 die eine, große 2c. aus — inzwischen ist die Fusion erfolgt; Herr Eugen Richter hat in derselben über alle seine Widersacher und „Freunde" im eigenen Lager triumphirt; widerspruchslos ward er als „Oberbefehlshaber" der „allerentschiedensten Opposition" anerkannt; die Herren Rickert und Hänel sind seitdem nur noch Subalternoffiziere, und dürfte die spezifisch Richtersche Schule schon für weitere Degradation sorgen. Von allen diesen und einigen anderen Dingen aber geruht Herr Rickert keine Notiz zu nehmen, wenn er die „deutschfreisinnige" Partei als leibhaftige Verwirklichung seines von jeher im Herzen getragenen Ideals der einen, großen 2c. hinzustellen beliebt! Wie Herr Eugen Richter wohl gelacht haben mag, als er las, wie der von ihm ausgesandte Reiserednerer es versteht, Legende und Wirklichkeit auf das taktisch Nützlichste zu kombiniren!

Dabei möchte allen Ernstes davor zu warnen sein, daß aus der „Zurückhaltung", deren sich Herr Richter selbst in der diesmaligen Wahlkampagne befleißigen zu wollen scheint, falsche Schlüsse gezogen würden. Sobald irgend ein größeres „deutschfreisinniges" Meeting angekündigt wird, folgt dem ersten Avis sehr bald das zweite, Herr Richter habe sein Erscheinen bestimmt zugesagt; das thut dann als Zugmittel seine Wirkung, und die Beheftigung fällt so „glänzend" als möglich aus. Ist Herr Richter dann „behindert", zu erscheinen, so findet die stereotyp abgegebene Versicherung des Herrn Rickert, es bestehe zwischen ihnen Beiden keinerlei Differenz, willigstes Gehör, — hat er doch kommen wollen. Und hat übrigens Herr Rickert mit eben erwähnter Versicherung ganz Recht: Meinungsdifferenzen bestehen schon deshalb nicht, weil Herr Eugen Richter das Ganze einheitlich leitet und nur aus taktischen Erwägungen sich z. Z. persönlich etwas im Hintergrunde hält. Ueber die Natur derselben braucht man sich den Kopf kaum zu zerbrechen, deren Opportunität liegt auf der Hand; aber gänzlich fehl greifen würde man, anzunehmen, es sei aus dieser Zurückhaltung des „Oberbefehlshabers" auf einen Sieg der „Maßvollen" in der „deutschfreisinnigen" Partei über die . . . Anderen zu schließen

Besonders hübsch war aber, was Hr. Rickert über diejenigen seiner politischen Gegner sagte, die den aus dem politischen Partei- und Fraktionswesen fließenden Segen bezweifeln. Diese, meinte er, wollten „ihr Schäfchen ins Trockene bringen", sie seien gerade „die engherzigsten Fanatiker", die, Andere auf Ideale verweisend, für sich „alle Ehren und Vortheile einheimsen" wollten. Alles politische Leben beruht auf der Achtung vor den Motiven Andersdenkender. Herr Rickert, dessen letztes Ideal bekanntlich die Herrschaft des „wahrhaften" Parlamentarismus ist, scheint aber über diese dem Gegner betreffs seiner Motive schuldige Achtung ganz eigene Ansichten zu haben, und deshalb beklagt er sich bitterlich, im vorigen Jahre umpfauschen, aus sozialdemokratischer Quelle stammenden Angriffen ausgesetzt gewesen zu sein. Nachdem aber Herr Rickert seine Gegner auf die eben charakterisirte Weise geschildert hat, spricht er von „unseren nationalliberalen Nachbarn" und fordert auf, trotz aller Parteikämpfe und Verschiedenheiten sich als Kinder des einen gemeinsamen Vaterlandes zu fühlen. Ob es wohl dazu beitragen mag, daß dieser Aufforderung Gehör geschenkt werde, wenn man dem Gegner derartige Motive nachsagt, wie Herr Rickert es zu thun beliebte?

Ein „Programm" braucht nach Herrn Rickert seine Partei nicht aufzustellen, „weil unsere Wähler ja längst genau wissen, wie wir zu den einzelnen Gesetzen, Vorlagen und Plänen der Regierung stehen". Bisher hat allerdings Herr Rickert und seine Freunde keinen Zweifel in dem Punkte gelassen, zu Allem Nein sagen zu wollen, was von der „Regierung" komme; aber gerade in den jüngsten Tagen hat die gesammte „deutschfreisinnige" Presse lebhafte Klage geführt, daß man die Absichten der Regierung nicht kenne, daß über letztere Schwiegen beobachtet werde. Den Grund dieser Klage begreift man wohl, es fehlt eben ein Oppositionsstoff, und das ist für jene Seite gewiß bedauerlich. Wenn aber Herr Rickert sich darauf beruft, „seine Wähler" kennten die Stellung seiner Partei zu den Plänen und Absichten der Regierung, ein Programm sei also deshalb nicht nötig, so bringt er „seine Wähler" doch offenbar in die Lage jenes berühmten die Opposition quand même personifizirenden Mannes, der da sagte: ich kenne die Absichten der Regierung nicht, mißbillige sie aber. Bei der immer lebhafter werdenden Nachfrage nach einem „positiven" Programm der „Deutschfreisinnigen" kommt es eben keineswegs darauf an, zu erfahren, wie jene Partei zu Plänen der Regierung stehe, sondern darauf, zu hören, welche eigenen schöpferischen Ideen der „Deutschfreisinn" im Busen trage, und auf diese Frage ist auch in Wiesbaden Herr Rickert die Antwort schuldig geblieben.

Der **konservative Parteitag in Hannover** hat die nationalliberalen Organe um alle Fassung gebracht, so daß sie dafür von der „Germania" sich verspotten lassen müssen. Das Zentrumsblatt schreibt:

„Die Pose der beiden Blätter ist köstlich. Das Hannoversche Blatt ruft den Fürsten Bismarck zu Hülfe, dem hiesigen nationalliberalen Organ genügt der Reichskanzler noch nicht, es ruft darum das Kaltgefühl der ganzen „konservativen" Partei in die Schranken. Wie rühmten die nationalliberalen Blätter seither bei jeder geringfügigen Kleinigkeit den „Aufschwung" ihrer Partei. Und da errangen sie bei den letzten Reichstagswahlen gar keinen Zuwachs, bei den jetzigen Landtagswahlen aber fühlen sie sich, trotz der „bahnbrechenden" Rede des Herrn v. Bennigsen, über welche die „Neue Ztg." täglich ein Lied singt, so schwach, daß sie Angst haben, vor einem „konservativen" Angriff auf ihre nationalliberale Hochburg in Hannover. Das zu beobachten, macht natürlich den Zentrumswählern die meiste Freude: denn es ist die Strafe für den Kulturkampf."

Zedenfalls geben die Ausführungen der angedeuteten Blätter in ihrem Eifer gegen die Konservativen über das Ziel hinaus. Man kann recht gut über die Opportunität einer solchen konservativen Propaganda in Hannover im gegenwärtigen Augenblick verschiedener Meinung sein, das Recht dazu kann doch keiner Partei bestritten werden. Ist für die Konservativen in Hannover kein Boden, dann werden sie ihre vergebliche Arbeit bald von selbst einstellen; sind aber Aspekten vorhanden, welche eine innigere Amalgamirung der hannoverschen Bevölkerung mit Preußen und dem Reiche aus der konservativen Arbeit erhoffen lassen, dann könnte nur das einseitigste Koterie-Interesse darin eine Vergewaltigung des eigenen Strebens erblicken.

Der **deutsch-schweizerische Handelsvertrag** ist mit dem 1. Juli laufenden Jahres fündbar geworden, und es haben in letzter Zeit die Handels-, Industrie- und Gewerbevereine der Schweiz in Versammlungen die Frage besprochen, ob die Kündigung als angezeigt erscheine, oder ob die Schweiz den Vertrag fortdauern lassen soll. Das Resultat geht — wie der Berner „Bund" konstatirt — dahin, daß die Einen die Kündigung verlangen, während die Anderen bei den gegenwärtigen Konjunkturen den Vertrag fortdauern lassen wollen; eine dritte Partei, nämlich der Handels- und Industrieverein von Basel, will ohne Kündigung eine Revision des Vertrages, wie sie in Art. 12 desselben vorgesehen ist. Die schweizerische Bundesbehörde hat von diesen verschiedenen Kundgebungen gebührende Vormerkung genommen und wird dieselben einer genauen Prüfung unterstellen. Wie durch das Organ des Bundespräsidenten in den eidgenössischen Räthen eröffnet worden ist, werden vom Handels- und Landwirthschaftsdepartement hinsichtlich der Wirkungen des Vertrages auf die schweizerischen Handels- und Gewerbeverhältnisse eingehende Untersuchungen gemacht, und es sind dieselben laut „Handelsamtsblatt" ihrem Abschlusse nahe. Bis jetzt hat die Bundesbehörde zu den von den Handels-, Industrie- und Gewerbevereinen diskutirten Fragen und gefaßten Resolutionen noch nicht eine bestimmte Stellung genommen; es kann dies nach dem „Bund" erst geschehen, wenn neben jenen Kundgebungen auch das Resultat der Untersuchungen des Departements zur Grundlage der Berathungen vorliegt.

Bekanntlich thut die **demokratische Presse** jedesmal sehr entrüstet, wenn irgendwo ein Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer monarchischen Gesinnung laut wird. Einen lehrreichen Kommentar zu dieser Aufrichtigkeit liefert aber wieder einmal folgende durch diese Blätter laufende Auslassung:

Schwalbach, 5. Oktober. (Von unserem Herrn Landrath.) Herr Landrath Urban läßt wieder einmal etwas von sich hören. Einem Bericht über die gestrige Sitzung des hiesigen Gemeinderaths entnehmen wir Folgendes: „Gegen Schluß der Sitzung betrat Herr Landrath Urban den Saal und erklärte, er habe eine Mittheilung zu machen, da dieselbe aber von Sr. Majestät dem Kaiser sei, so bitte er das Kollegium, sich von den Sitzen zu erheben und die kaiserlichen Worte stehend anzuhören. Höher und hoffnungsvoller schlugen die Herzen unserer Väter der Stadt! Ein kaiserliches Schreiben nach Schwalbach? Das konnte nur etwas Gutes bedeuten! — vielleicht ein Gnadenakt? — vielleicht die Eisenbahn? — oder gar ein Privilegium? — Bei feierlicher Stille verkündete Herr Landrath Urban den Vätern der Stadt, daß Se. Majestät der Kaiser geruht habe, Herrn Geometer Maurer bei Gelegenheit seiner Pensionirung den Kronenorden vierter Klasse zu verleihen. Da der Dekorirte nicht anwesend war, wurde Herr Bürgermeister Höhn beauftragt, den Orden dem Herrn Maurer zu übergeben . . ."

Eine schamlosere Verhöhnung eines landesherrlichen Gnaden- und Belohnungsaktes läßt sich wohl kaum ersinnen.

Rundschau im Auslande.

Die von den französischen Republikanern am vorigen Sonntag erlittene Wahlniederlage stellt sich, nachdem nunmehr das Gesammttableau der Abstimmungsziffern vorliegt, noch bedeutend größer heraus, als anfänglich vermuthet werden konnte. Es sind nahe an zweihundert prinzipielle Widersacher der Republik gleich im ersten Wahlgange aus der Urne hervorgegangen, und daß ihnen die Stichwahlen keinerlei Verstärkung zuführen sollten, ist kaum wahrscheinlich. Die Zahl der Stichwahlen beträgt 189. Sie werden den Republikanern wohl unter allen Umständen reichliche Gelegenheit geben, die Scharte des 4. Oktober nach Möglichkeit auszuwetzen, sobald sie einig auf den Kampfplatz treten. Aber damit dürfte erst der kleinste Theil der Arbeit gethan sein. Der größere und schwierigere besteht in der gründlichen inneren Regenerirung des republikanischen Gedankens, sowie der fortgesetzten konsequenten Fruktifizirung desselben auf dem Wege positiver gesetzgeberischer Thätigkeit.

Einen erheblichen, wenn nicht den Löwenantheil an ihrem Mißgeschick schieben die Republikaner dem verfehlten tonkinesischen Unternehmen zu. Die neuesten ostasiatischen Nachrichten lauten in der That wenig vertrauenerweckend. Darnach sollen die Schwarzflaggen sich unter chinesischer Führung neu formirt und starke Positionen bezogen haben. An Stelle des Generals Brière de l'Isle, der auf dem Wege nach Frankreich ist, hat General Jamais das Kommando übernommen und mit seiner Division sich nach dem obern Lauf des Rothen Flusses auf den Weg gemacht. Die Kriegsunternehmungen werden also wohl nächstens wieder anfangen.

Der **Orient** ist ruhig. Die ebenso feste als einmüthige Haltung der Mächte beginnt ihre Früchte zu tragen. Man hat hoffentlich in den verschiedenen Agitationszentren der Balkanhalbinsel die Ueberzeugung genommen, daß ohne und gegen den Willen Europas ein weiterer Einbruch in die Ordnung des Berliner Vertrages ein mißliches Unternehmen sein müsse, und bequemt sich daher zur Geduld. Das von der Botschaftervereinigung ausgearbeitete Memorandum dürfte die Grundlage aller weiteren diplomatischen Aktion der Mächte bilden, und werden die Heißsporne, die auf Abbröckelung des Pfortenbesitzstandes spekuliren, gut thun, ihre Hoffnungen herabzustimmen.

Ein Wiener Situationstelegramm der „Köln. Ztg." bemerkt, daß die letzten Nachrichten aus Belgrad eher auf Beruhigung, als auf weitere nationale Leidenschaften hindeuten. Man erkläre sich dies mit den neuesten dringenden Warnungen des Wiener Kabinets und führe diese wiederum auf die Eindrücke zurück, die man über die in Friedrichsruh herrschenden Anschauungen gewonnen habe. Die Verständigung der Kaiserreiche scheine täglich Fortschritte zu machen. Gegenüber der Einigung der beiden Bulgarien wird auf möglichste Einschränkung mit friedlichen Mitteln hingewirkt. Die Wiener Diplomaten wären gespannt, ob der Ankündigung Tiszas, daß Oesterreich auf dem Standpunkt der Nichteinmischung stehe und auch keiner anderen Großmacht ein Einmischungsrecht zuerkenne, eine ähnliche Erklärung Rußlands folgen werde.

In Belgrader diplomatischen Kreisen glaubt man, daß die europäischen Mächte die Union Bulgariens und Ostrumeliens anerkennen und Serbien eine Gebietserschüttung auf Kosten Bulgariens zugestehen werden. Dasselbe glaubt man bezüglich Griechenlands und legt der Anwesenheit des österreichisch-ungarischen Gesandten Grafen Khevenhüller und des griechischen Gesandten Rassos in Nisch besondere Bedeutung bei. Beide Diplomaten werden, nachdem die Skupschtina bereits geschlossen ist, noch einige Zeit in Nisch verweilen.

Mit den oben erwähnten Annahmen der diplomatischen Kreise Belgrads würde allerdings eine „Standarb"-Information im Widerspruch stehen, wonach Lord Salisbury heute in Newport erklären will, daß die Vereinigung mit Bulgarien nur in einer Form genehmigt werden würde, welche die Autorität des Sultans intakt erhalte, und daß den Gebietsansprüchen anderer Nationalitäten kein Vorschub geleistet werden solle.

Das **montenegrinische** Amtsblatt dementirt in kategorischer Weise die Belgrader Nachricht eines montenegrinisch-türkischen Bündnisses und erklärt dieselbe für eine tendenziöse Erfindung.

Das **österreichische** Ackerbauministerium hat nach Wiener Blättermeldungen von den

---

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.

Berlin, den 7. Oktober 1885.

Ein Offenbach-Zyklus.

I.

J. Es sind gerade fünfundzwanzig Jahre her, daß „Orpheus in der Unterwelt" zum ersten Male im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt wurde und den Namen Offenbach in Berlin zu einem allgenannten, allgekannten machte, und diesen Zeitwunkt benutzt Herr Fritsche, der Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, um die zehn der besten Werke des verstorbenen Komponisten wieder dem Publikum vorzuführen.

Merkwürdig ist der Bildungsgang Offenbachs, der ihn zur Schöpfung dieses ihm eigensten Genres, der musikalischen Posse geführt hat, welcher der Name Operette gegeben worden ist.

Geboren in Köln am 21. Juni 1820*), erhielt er von seinem Vater, welcher Kapellmeister war, eine gute musikalische Erziehung; schon mit 12 Jahren war er ein tüchtiger Cellist. Als dreizehnjähriger Knabe kam er nach Paris und war von 1833 bis 1835 Schüler des Konservatoriums. Mit sechszehn Jahren sehen wir ihn im Orchester der komischen Oper mit 83 Fr. monatlichem Gehalt angestellt. Mit dem berühmten Seligmann war er hier später als erster Cellist beschäftigt. Beide spielten an einem Pulte von demselben Stuhle. Um den Kapellmeister Valentino zu ärgern und sich zu amüsiren, waren die beden lustigen Musikanten übereingekommen, die abendlich von ihnen zu lösende Aufgabe zu theilen, so daß jeder nur die Hälfte seines Pensums abarbeitete, indem Offenbach die erste, Seligmann die zweite, Offenbach die dritte Note und so in dieser Weise jeder immer nur eine Note um die andere spielte. Natürlich machte Valentino dem Scherz bald ein Ende.

Die freie Zeit, welche ihm das Theater ließ, benützte Offenbach, Opern zu komponiren, die er überall einreichte, aber nirgend zur Aufführung bringen konnte. Der erste Lichtstrahl des Glückes fiel in die schier verzweifelnde Seele des jungen Musikers, als er ein paar Lieder und Kouplets für ein Vaudeville von Anicet Bourgeois und Brisebarre, „Pascal und Chambord" komponiren durfte, das im Palais-Royal einen großen Erfolg errang. Nicht lange darauf, 1843, gelang es ihm, in dem kleinen Theater de la Tour d'Auvergne eine komische Oper „der Alcoven", auf die Bühne zu bringen. Da von allen früheren Versuchen Offenbachs nichts vor die Oeffentlichkeit gekommen ist, kann dies Stück wohl als sein erstes Werk bezeichnet werden. Eine Anzahl Romanzen und Chansonnetten, die er in den Jahren 1844 und 1845 herausgab, verschafften ihm in den Salons von Paris einen Namen, die lustige Art, wie er die bekanntesten Fabeln Lafontaines, besonders „Die Grille und die Ameise", „Der Fuchs und der Rabe", „Die Ratte", „Der Schuhflicker" 2c. in Musik setzte, machte ihn in Frankreich populair und lenkte die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise auf ihn. 1847 nahm er den ehrenvollen Ruf zum Kapellmeister der Comédie Française an, welchen Arsène Houssaye, damals Direktor dieses berühmten Instituts, an ihn ergehen ließ. Doch nicht lange duldete es den jungen humor- und launevollen Komponisten an dem Dirigentenpulte des ersten französischen Theaters, wo er seriöse Zwischenaktsmusiken und die Begleitung zu den Szenen der klassischen Stücke Racines und Corneilles schreiben mußte. Er nannte selbst diese Arbeit eine ihn tödtende, bei der er nur existiren könnte, wenn er sich anderweitig schadlos hielte. In der Salle Herta ließ er daher von den Damen Ugalde und Sabatier im Verein mit den Schauspielern Roger und H. Léon kleine komische Opern, die er komponirte, aufführen, „Mathurins Schatz" und die „Sochzeit bei Laternenschein" datiren aus dieser Zeit. Die Revolution 1848 trieb Offenbach aus Frankreich, wohin er erst nach einigen Jahren zurückkehrte. Eine große Zahl Opern fertigte er während dieser freiwilligen Verbannung, die er indeß nirgends zur Aufführung zu bringen vermochte.

Als praktischer Mann mit der ganzen, der semitischen Rasse eigenen Zähigkeit und Energie, ließ Offenbach sich durch alle Mißerfolge nicht abschrecken. Wollten die Theaterdirektoren seine Stücke nicht spielen, gut, so mußte der Versuch gewagt werden, sie selbst dem Publikum vorzuführen. Nachdem der Winter 1853 zu 1854 wieder für ihn erfolglos verstrichen war, entschloß er sich zur Gründung eines eigenen Heims für seine Musik; er miethete in den Champs-Elysées den früheren dem Taschenspieler Lacaze benützten Saal und eröffnete hier am 5. Mai 1855 ein Sommertheater unter dem Namen Bouffes-Parisiens. Zur Eröffnungsvorstellung hatte Méry einen Prolog geschrieben: „Immer herein meine Herren und Damen." Darauf folgte eine Pantomime „Die Statuen des Alkalden" und das Singspiel „Die beiden Blinden." Diese tolle, echte Pariser Farce ist in Berlin nie gegeben worden, aber war sie je in Paris, wo sie über 500 Aufführungen erlebte, gesehen, sucht wohl heut noch über die beiden gelungenen Bettlergestalten von Pont-neuf.

Noch war in dem neuen Theater der Wirkungskreis für Offenbachs Genie ein kleiner zu nennen, denn seine Konzession erlaubte ihm nur Singspiele von drei Personen aufzuführen. Später gestattete ihm die Präfektur eine vierte sprechende Person, die fünfte wurde aber rundweg abgeschlagen. Doch der junge Theaterdirektor wußte sich zu helfen. In Croquefer brachte er dennoch eine fünfte Person auf die Bühne, eine stumme Rolle, — der Schauspieler hatte einen Hund zu spielen. Paris kannte die Vorgänge, belachte stark den ingeniösen Einfall, und Offenbach machte ein sehr gutes Geschäft. Es folgten nun auf der neuen Bühne eine Reihe heute längst vergessener Singspiele, von denen als die bemerkenswerthesten „Madame Papillon", „Perinette", „Venus in der Mühle" zu nennen wären.

In Tromb-al-cazar debütirte das später so berühmt gewordene Frl. Schneider. Außer ihr waren bei dem jungen Theater noch wirksam Frl. Macs und die Herren Prudean und Berthelier, unbekannte, junge, frisch aus der Provinz gekommene Künstler, aber strebsam, talentvoll und ganz geeignet, um einen Komponisten und Direktor wie Offenbach en vogue zu bringen.

Für den Winter 1855 erwarb Offenbach das in der Passage Choiseul belegene ehemalige Kindertheater von Comte, welches im November als Wintertheater der Bouffes-Parisiens eröffnet wurde. Ohne jede Ausstattung, mit einem winzigen Orchester, mit den obengenannten vier Künstlern, die bei ihm erst singen lernten, gab er nun bis 1858 eine Reihe kleiner Singspiele, die sein Theater zu dem beliebtesten in Paris machten. In dieser Zeit entstanden „Bankier und Schuhflicker", „Die Rose von Saint-Flour", „Das Mädchen von Elisonjo" (Pepito), „Die Zaubergeige (le Violoneux), „Das Kindermädchen", „Die Damen der Halle". Um mit den kleineren Werken Offenbachs abzuschließen, sei hier noch erwähnt, daß „Fortunios Lied", zu dem schon 1847 Alfred de Musset ihm die Anregung gegeben hatte, „Die Seufzerbrücke", „Apotheker und Friseur" in der ersten Hälfte 1861, „Herr und Madame Denis" im September desselben Jahres zur Aufführung gelangten.

Alle diese Singspiele und komischen Opern, deren Zahl mehr als achtzig beträgt, zeichnen sich aus durch eine seltene Frische der musikalischen Erfindung, durch einen Reichthum origineller, graziöser Melodieen, wie wir ihn, mit Ausnahme von Johann Strauß, bei keinem andern modernen Komponisten finden. Paris schwärmte für Offenbach, in Brüssel und London erntete die Truppe der Bouffes-Parisiens mit den Werken ihres Direktors reichlich Lorbeeren und Gold. Im Sommer 1858 kamen die vereinigten Künstler der Bouffes nach Berlin und — machten bei Kroll und im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater derartig Fiasco, daß sie Geld aus Paris kommen lassen mußten, um die Hotelrechnung zu bezahlen und die Heimreise bestreiten zu können. In Berlin zog eben Offenbach damals noch nicht, er war noch ganz unbekannt. Die „Verlobung bei der Laterne" wurde erst sechs Monat später am 13. Dezember 1858 im königlichen Opernhause aufgeführt und am 21. Mai 1861 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit Frau Jauner-Krall und Herrn Jauner aus Dresden wieder aufgenommen. „Die Zaubergeige" ging am 5. Juni 1859 am Wallner-Theater zuerst in Szene und 1864 am 22. Mai am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Beide Stücke gefielen, aber einen so sensationellen Erfolg wie in Frankreich hatten sie nicht. Offenbach wurde eben damals nur in Paris und in Frankreich nach seiner Bedeutung voll gewürdigt.

Mit Recht stolz auf seine Erfolge auf dem Gebiete der einaktigen Oper, kam dem Maestro wieder die Lust, sich an größere Aufgaben zu machen. Dazu kam, daß der Besuch der Bouffes nachließ. Die Mode, welche sich von den Einaktern abwandte, der auf der Bühne ebenso wie im Leben unter dem Kaiserreiche zunehmende Luxus, welcher kostbar prunkende Ausstattungen verlangte, wie sie in kleinen Singspielen nicht anzubringen waren, endlich die sich mehr und mehr vollziehende Annäherung der komischen an die große Oper, — das alles waren Faktoren, welche Offenbach bewogen, das Genre, welches ihn groß gemacht, in dem er Unerreichtes geleistet, wenn auch nicht zu verlassen, so doch dem Tagesgeschmack anzupassen. Wie das sich ausdehnende kaufmännische Geschäft größere Räume verlangt und den Besitzer zwingt, aus dem einstöckigen ein dreistöckiges Haus zu machen, so baute Offenbach seine Singspiele zur großen dreiaktigen musikalischen Posse aus, welche durch pompöse Ausstattungen auch die Schaulust zu befriedigen im Stande war.

*) Vapereau, dictionnaire des contemporains nennt 1819, Hauslick 1822, und seine Freunde in Paris halten bei oben angegebene 1820 für das Geburtsjahr Offenbachs. Mit dieser Angabe stimmt auch 1833 als Jahr seines Eintritts in das Konservatorium, in das er, wie feststeht, mit 13 Jahren aufgenommen wurde.